

Der Schützenkönig [Fortsetzung]

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 9

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636623>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 9 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

26. Februar 1938

Heilsarmee

Von Albert Fischli *)

Im Vorstadtviertel beim Laternenschein
Versammelt sich ein frommer Sängerkhor,
Sie tragen Lieder zur Gitarre vor,
Und um sie schart sich eilig groß und klein.

Nun tritt ein Alter vor die Sängerreih'n,
Den Sünder rufend, der den Pfad verlor:
Kehr um, noch ist es Zeit, kehr um, du Tor!
Du findest Heil in Christi Kreuz allein.

Und ob im ungewissen Schein der Lichter
Sie rings umgrinsen höhnische Gesichter
Und freches Lachen gelst zu rohem Spott —

Sie stimmen ein in eine neue Weise
Zu ihres süßen Heilands Lob und Preise
Und werben mutig Seelen ihrem Gott.

Aus „Einfuhr“, Gedichte.

Der Schützenkönig

NOVELLE von ERNST ZAHN

2

Ihm wie Anna gab jetzt der Plan eines Wiedersehens auf Arni zu denken und ließ sie neu verstummen. Beide malten sich dabei etwas Vergnügliches aus, etwas, auf dessen Verlauf sie irgendwie gespannt waren, ohne indessen über das Was und Wie sich besonders klar zu sein.

Darüber brachte die Anna auch ihre Arbeit zu Ende.

Zumbrunnen erhob sich, wurde, wie sein Vorgänger, ausgebürstet, zahlte, wünschte einen guten Abend und ging. Als er draußen war, hatte er ein eigentümliches Gefühl, daß er mehr als nötig geeilt hätte.

Die im Laden Zurückgebliebenen verhekelten, wie das so geht, den Entronnenen. Vater Schmid meinte, beim Anblick Zumbrunnens habe er immer denken müssen, der Tell selber sei von seinem Sockel auf dem Rathausplatz herabgestiegen.

Die Anna war schweigsam. Sie dachte dem ungewöhnlichen Kunden, der Unterhaltung mit ihm, dem möglichen Besuche auf Arni und kleinen Nebenseltfamkeiten nach.

Zumbrunnen, der sich bald darauf zum Bahnhof und auf die Heimreise begab, trug neben den angenehmen Nachempfindungen seines heutigen Erfolges, neben dem zufriedenstellenden Eindruck, daß er im Kanton noch immer in Ansehen stehe, ein sonderbares Kribbeln im Herzen: Eine verdammt nette Tochter hatte der Friseur Schmid, eine, die einem das Herz zu rascherem

Schlage trieb. Seit undenklicher Zeit hatte er Ähnliches nicht mehr gespürt.

Drittes Kapitel.

Auf einem grünen Hügelvorsprung über dem kleinen, blauen, tiefen, klaren See stand das Arnihaus. Es hatte einen grauen Steinsockel und ein dunkles, mächtiges Schindeldach, aber was dazwischenlag, war gelb und leuchtete hell über dem See und der grünen Halbe, besonders aber vor dem mächtigen Schwarz des Tannenwaldes, der am Berg wie ein himmelhoher Buschwall anstieg. Die Wände des Hauses waren mit unzähligen gelbgebeizten Schindeln beschlagen. Sie gaben diesem die Sieghaftigkeit, mit der es in die schöne, freie Herrgottswelt hinaus und zu den Bergen der östlichen Talseite, den stolzen, steilen, wettertrogigen Windgellen hinübergrüßte. Um das Bild noch freundlicher zu machen, blühten an seinen Fenstern Geranien in vielfarbigem Rot und blaue und gesprenkelte Petunien, während im Garten Zinnien prangten und um einen tief im Erdreich wurzelnden Brunnen Kapuzinerblüten, die frechen, üppigen, überall durchschlüpfenden Zigeuner, sich zu einem Teppich spannen. Kerzengerade stieg der Rauch aus dem Kamin dem blauen Himmel zu.

Es war Sonntag.

Drinnen in der Küche stand die alte Bese, die Magd, am Herd, ein noch immer rüstiges Frauenzimmer mit dem Umfang

einer Münsterturmglöcke. Sie war noch von dem alten Schlag, der vier Rösche übereinander trug, und bei der, wenn man sie umgekehrt hätte, etwa wohl noch Hosen von grobem Leinen und Strümpfe aus rauher Schafwolle zum Vorschein gekommen wären. Sie hatte ein glattes, liebes Gesicht, an dem etwas Junges, zugleich Gütiges und Vernünftiges geblieben war.

Thomas Zumbrennen war in all den Jahren seiner Witwerschaft gut mit ihr bestellt gewesen. Sie hatte schon zu Lebzeiten seiner Frau hier gedient, wußte überall Bescheid, hielt die Knechte in guter Zucht und war, aus irgendeinem guten Geiste heraus, dem Adelrich, dem ein wenig zarten Buben, eine Nachmutter geworden. Zumbrennen hatte sie vor einiger Zeit gefragt, ob sie nicht ein jüngeres Mädchen zur Stütze haben wollte; aber sie hatte kurz und bündig geantwortet; Vorläufig könne und wolle sie es noch allein machen! Vielleicht war an dieser raschen Abwehr auch das Mißtrauen schuld gewesen, das ihr etwa zu schaffen machte, junges Weibsvolk im Hause könne den Bauern noch einmal auf Freierversgedanken bringen. Nicht daß sie dabei an sich selbst gedacht, eigenen Ehrgeiz genährt oder Zumbrennen nicht noch einmal ein Glück gegönnt hätte. Aber ihre verschwiegene Liebe für den kleinen Adelrich trieb sie dazu. Nach landesüblicher Ansicht galt eine Stiefmutter als eine Art Hege. Darum sollte auch der Adeli vor einer solchen bewahrt bleiben.

An den Knaben und seinen Vater dachte die Lene auch jetzt, während sie am Herd mit Feuer und Pfanne hantierte. Die beiden waren in die Kirche gegangen! Bald würden sie zurückkommen! Sie sah sie schon in Gedanken den schmalen Waldweg entlang auf die Alpe zukommen, den schweren, hinkenden, grimmbärtigen Mann und das Kind mit den dünnen Armen und Beinen, zart wie ein Stadtbub und mit einem Gesicht wie ein Mädchen. Das Herz hell von ihnen, begab sie sich dann in die Wohnstube hinüber, um den Tisch zu decken.

Das war die rechte Schützenstube, ein Museum von Festtrophäen, Bechern, Medaillen und dergleichen. Kränze waren an die Wände genagelt. Dort hingen Gamsgehörne, und hier standen ausgestopfte Tiere, die Zumbrennen in seinen gesunden Tagen erlegt. Die Lene liebte diese Stube mit den überladenen Wänden und Möbeln nicht. „Ein richtiges Staubnest habt Ihr Euch da zurechtgemacht“, schalt sie oft Zumbrennen gegenüber. „Wenn ich da Ordnung halten wollte, wie es sich gehört, könnte ich den ganzen Tag Tuch und Besen nicht weglegen.“

Zumbrennen aber machte dann das ernste Gesicht, um dassetwillen und weil es seinem innersten Wesen entsprach, sie einen solchen Respekt vor ihm hatte. „Du hast recht“, antwortete er. „Es ist eine eitle Stube und eine Christmüsstube. Man konnte lachen, daß ein Mann an all dem Firtlesanz Freude hat. Aber jedes Stück da herum ist ein Fegen junger Zeit, einer Zeit, die nicht mehr kommt. Ich lasse mir von jedem seine Geschichte erzählen. Und einmal, wenn er größer ist, soll der Adli sie wissen. Der fragt schon jetzt immer danach und will, wie der Vater, ein Schütze werden, so dünn und schwach er noch ist.“

Während dermaßen die Gedanken der alten Magd nach den zwei Kirchgängern pirschten, waren diese wirklich auf dem Heimwege. Die beiden Knechte Anton und Sepp schritten ihnen ein gutes Stück voraus, der Anton ein Fünfziger mit einem häßlichen Bulldoggen Gesicht, der Sepp noch ein Springinsfeld mit blonden, glatten, aber gottgesunden Zügen.

Zumbrennen hinkte am Stöß. Aber seine Schritte waren lang; er hätte mit den Knechten wohl mitkommen können. Der Adelrich jedoch kam nicht so rasch vorwärts. Der war ein Schneiderlein von einem Bub und hielt beim Gehen das

schmale, weiße Gesicht zum Vater erhoben. Blaue Augen standen darin, und er hatte eine merkwürdig hohe Stirn. Es war nicht jußt ein hübsches, aber ein gescheites Gesichtlein. Am Mund saß ein Ausdruck starker Empfindsamkeit, den zuweilen ein weiches Lächeln ablöste. Beides ging einem in die Seele.

„Vater, wann darf ich einmal mit nach der Stadt, wo es dir so gut gegangen ist?“ fragte Adelrich jetzt gerade.

Zumbrennen hatte ihm schon auf dem ganzen Wege vom Schützenfest berichten müssen. Er antwortete: „Ich weiß selbst nicht, wann ich wieder hinkomme. Aber — wann einmal nichts vorliegt, was kleine Buben nichts angeht, dann werde ich dich schon mitnehmen.“ Dann verschlug es ihm die Redelust. Das Gespräch über die Ereignisse des Schützenfestes hatte ihn selbst aus dem Konzept gebracht, wie dieser letzte Schützenfest, die Ehrungen und Unalltäglichkeiten ihn überhaupt aus dem Gleis geworfen. Noch immer hatte er sich nicht ganz von der Nachfreude freizumachen vermocht. Es war ja auch nichts Kleines: Da hatte man geglaubt, wie ein rostiger alter Wagen vergessen und verlassen im Arniberg zu stehen, und plötzlich war man wieder ein Jemand, einer von dem man sprach und dem ein neuer blankfilberner Schützenbecher in der Wohnstube stand! Ja und eben — da war auch das Mädchen, die Anna Schmid! Auch die ging durch die Erinnerung an den Schützenfesttag spazieren. Immer wieder war sie da, obschon man sich nicht klar war, was sie eigentlich wollte, obschon man nur wußte, — — daß sie ein ungewohnt schönes Ding war und einen so merkwürdig ansehen konnte!

„Vater“, tönte jetzt Adelrichs Stimme wieder in sein Grübeln.

„Was ist?“ fragte er fast ungeduldig.

„Ich habe schon dreimal gefragt“, entschuldigte sich der Bub, „ob der Urstier auch im Festzug gewesen?“

„Der Urstier und die beiden Tellen freilich“, bestätigte Zumbrennen freundlich und erschraf vor sich selbst, weil er des Knaben Stimme so lange überhört hatte. Dann erklärte er, das könne man nirgends sehen wie in Uri, diesen Mann mit dem Schlachthorn und dem Stierkopf und Fell als Kopfbedeckung und Mantel, und neben ihm zur Rechten und Linken die beiden Landsknechte in ihrem bunten Gewand, die man die Tellen nenne. Das seien Gestalten aus ferner Zeit, da die Schweizer in den Schlachten den Feinden ein Schrecken gewesen.

Adlis Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an. Schlachten, Krieg, überlegte er, den Schilderungen des Vaters folgend, und sagte: „Ich will einmal nicht ein Soldat werden.“

„Warum?“ fragte Zumbrennen beinahe betroffen.

„Weil es nicht recht ist, wenn man Menschen tötet.“

Zumbrennen sah liebevoll auf den Knaben nieder.

„Du hast es selbst gesagt, Vater“, bekräftigte dieser.

Und Zumbrennen erinnerte sich und staunte in das schmale, versonnene Gesicht, bis ihn die Freude überwältigte und er sich niederbog, den Adelrich aufnahm und mit einem Schwung ihn sich selbst auf die Schulter lud.

Es war weder ein bequemer Sitz, noch das Reiten ein besonderes Vergnügen; denn da das Roß hinkte, schwankte der Reiter übel hin und her. Aber Adelrich hielt sich an des Vaters Hals und lachte und fraute mit der freien Hand Zumbrennen im starken Bart. „Vaterli!“ schmeichelte er. „Du bist wie der heilige Klaus.“

Es wurde ein vergnügter Einzug ins Arnihaus.

Dann aber hatte die Gegenwart, nicht mehr die Vergangenheit das Wort. Schön war auch das Leben auf Arni! Schön war das Leben, wenn man zuletzt auch einmal kein berühmter Jäger und Schütze mehr war!

Der stille Sonntag sollte aber heute doch noch eine Außer-gewöhnlichkeit bringen.

Die Mahlzeit, zu der die Vene den Tisch gedeckt, war vor-über. Zumbrunnen saß mit seinem Buben auf der Holzaltane, die sein Haus auf drei Seiten umspannte. Von ihr übersah man See und Tal und weite ins Unendliche sich verlierende Ferne. Adelfrich spielte mit einer Holzlokomotive, einem billigen und wenig kunstvollen Spielzeug, das ihm der Vater vom Schützen-fest mitgebracht hatte. Er machte das Pusten der Maschine nach und rief Stationen aus. Ans Alleinsein gewöhnt, konnte er sich stundenlang so verweilen, und es war ihm genug, daß der Vater neben ihm saß. Zumbrunnen schmauchte seine Pfeife. Zu-weisen drückte er mit dem Daumen den brennenden Tabak fester ein. Dabei schaute er zur großen Windgelle hinauf. Es hatte da jüngst ein paar Genssen gegeben; und er suchte das hohe Geröll nach den Tieren ab: Ei ja, schön war das schon gewesen, als man ihnen noch hatte nachsteigen können, ihnen und dem flinken Schneehuhn und den scheuen Murmeltieren!

Plötzlich war Zumbrunnen, als habe irgendwo etwas ge-blickt. Es war ihm ins staunende Auge gedrungen und lenkte ihn vom Berge ab. Dann erkannte er, daß der spiegelklare See den Lichtblick heraufgesendet hatte. Er rührte vom Widerschein heller Mädchenkleider her. Zwei weißgekleidete Frauenzimmer kamen am Seeufer entlang gestiegen. Sie hatten das Dorf Arni schon hinter sich und schienen auf sein Haus zuzusteuern! Viel-leicht wollten sie dem Berg entlang nach Fruttnellen hinauf!

Zumbrunnen nahm die Pfeife aus dem Mund und lehnte sich vor. Er hatte sich lange nicht mehr um sein Herz gekümmert. Jetzt hörte er es unter der Weste poppern und wunderte sich. Ein ähnliches Gefühl hatte er höchstens mit zweiundzwanzig Jahren gehabt, als er der Marie, seiner nachmaligen Frau, den Hof gemacht. Jetzt war es ihm lästig. Er schämte sich seiner, und die Anwesenheit des kleinen Adelfrich hätte ihm beinahe das Blut ins Gesicht getrieben. Er stand auf. Was sollte er länger hier am Geländer! Es könnte aussehen, als ob er nach den beiden Weiberröcken da unten ausschau.

Jetzt trat er zu Adli, blickte von seiner ganzen Höhe auf das spielende Kind herab und ließ sich plötzlich in seiner ganzen Schwere neben ihn fallen. Bauk saß er da mit seinen langen Beinen!

Adelfrich lachte hell auf. Aber mit dem Vater wohl ver-traut, zog er ihn gleich in sein Spiel hinein: „Du mußt ein-steigen. Der Zug fährt gleich ab. Nach dem Tessin mußt du fahren, durch den Gotthard dort.“

Er zeigte auf ein Bauwerk aus drei roten Ziegelsteinen, die er heraufgeschleppt und zu einem Tunnel geschichtet hatte.

Zumbrunnen strich ihm sanft über das dünne, glatte, blon-de Haar. Aber seine Gedanken waren nicht ganz dabei. Die waren nicht alle mit ihm abgeessen.

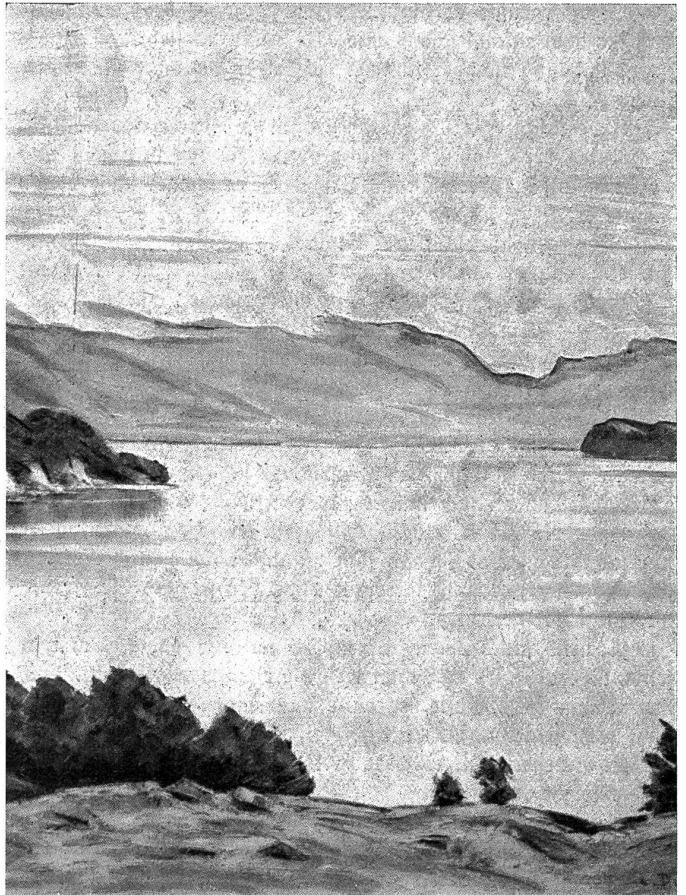
Die beiden Mädchen unten am See setzten inzwischen ihren Weg fort.

„Schön ist es da oben“, gestand die Anna Schmid ihrer Freundin Esther. Die Gegend und die Aussicht überwältigten sie; aber der Mensch fehlte ihr noch darin, und nach dem schaute sie heimlich aus.

Die Anna redete seit dem Schützenfest der Esther alle Au-genblicke von Thomas Zumbrunnen, dem Schützenkönig, und daß er sie eingeladen habe, ihn einmal auf Arni zu besuchen.

„Das sagt man halt so“, antwortete die Esther. „Und wenn man dann kommt, gibt es einen Umstand und man merkt, daß man nicht erwartet war.“

Anna erinnerte sie daran, daß sie doch selber mit ihrer Visite bei Zumbrunnen großgetan. Und sie sei doch verwandt. Sie könnte doch eigentlich mitkommen!



Blick auf den Brienzersee

Gemälde von Ernst Dürr

„Was sollen wir bei dem alten Mann?“ fragte die un-willige Esther.

So alt sei er gar nicht, bestritt Anna. Vielmehr in den besten Jahren. Und überdies handle es sich ja nicht um eine Brautfahrt, sondern es gelüste sie nur, den Mann einmal auf eigenem Grund und Boden und in seinem Zivilstand zu sehen, von dem man jüngst am Fest soviel Aufsehens gemacht.

Eine Weile war Esther nicht auf den Plan eines Besuchs auf Arni eingegangen. Als aber die Anna immer wieder da-von angefangen, hatte sie nachgegeben.

Heute waren sie losgezogen, auch die Esther schließlich mit wachsendem Vergnügen.

„Ein schönes Haus hat er“, äußerte sich Anna, „fast wie eine Burg steht es da über dem See.“

Die Esther prahlte: „Das halbe Aargau ringsum gehört dem Vetter Zumbrunnen.“

Sie stiegen weiter. Immer scharfer spähte Anna nach Men-schen aus.

„Vielleicht ist niemand daheim“, vermutete Esther. Es störte etwas Annas Laune.

Aber dann sahen sie hinter dem Hause Anton und Sepp, die beiden Knechte, hemdärmelig in der Matte liegen und ent-deckten droben auf der Altane Zumbrunnen, den breiten Rücken ihnen zugewandt.

„Hoidiho“, jodelte Esther hinauf.

Wohl oder übel trat Zumbrunnen an das Geländer. Er war wieder er selbst. Warum sollte ihm die Friseurstochter Un-behagen machen? Ein Weib wie alle, ein Gast wie andere! Er war doch kein Narr!

„Tag“, grüßte er hinunter, „das ist aber brav von euch, daß ihr auch einmal schaut, wie es bei uns aussieht.“

Nicht lang nachher standen die beiden Mädchen im Hausflur.

Ueberrascht und mißtrauisch grüßte die Lene aus der Küche.

Unter der Wohnstübentür empfing sie Zumbrunnen und nahm sie auf die Veranda mit. „Heute ist es schöner im Freien“, meinte er.

„Ihr seht, ich bin Eurer Einladung gefolgt“, führte Anna sich ein, und er erwiderte, ohne seine Freude zu verbergen: „Ich habe nicht geglaubt, daß Ihr Ernst machen würdet.“

Esther hatte inzwischen den kleinen Adelrich begrüßt, der sich von seinem Spielboden erhoben hatte und ein scheues Wesen zeigte.

„Das ist mein Bub“, stellte Zumbrunnen ihn der Anna vor, und er tat es mit irgendeiner inneren Hemmung. Dann drängte es ihn plötzlich, den Adelrich an sich zu ziehen und ihm zu zeigen, daß er noch immer zuvorderst in seiner Liebe stehe.

Aber die Anna gab Adelrich jetzt die Hand. Sie wußte nur nicht recht, was sie mit ihm anfangen sollte, und wendete sich alsogleich wieder Zumbrunnen zu, der sie und die Freundin Platz nehmen ließ.

Adelrich stand einen Augenblick verloren da. Besuch war selten im Hause. Er war nicht an viele Menschen gewöhnt. Auch waren ihm diese Gäste, er hätte nicht sagen können, warum, nicht recht genehm. Er begriff nicht, was der Vater mit ihnen wollte! Zuletzt nahm er seine Lokomotive und schlich zu Lene in die Küche hinaus.

Zumbrunnen stieg in den Keller und holte Wein. Er beachtete Adelrich nicht, überfah ihn selbst, als er sich von Lene draußen in der Küche Krapfen geben ließ, die sie gebacken. Da die Magd keine Anstalt machte, ihm das Amt abzunehmen, trug er selbst das Gebäck auf die Altane. Es war ein fast komischer Anblick, wie der schwere, langbärtige Mann, in der einen Hand den stützenden Stock, mit der anderen wie ein Aufwärter auftrug. Er rückte einen kleinen Tisch vor die beiden Mädchen und setzte sich dann zu ihnen. „Der Weg von ‚Steg‘ herauf ist steil“, meinte er. „Ihr werdet Durst bekommen haben.“

Die beiden Frauen hatten in seiner Abwesenheit gekichert und geflüstert, die Esther: „Jetzt hast ja deinen Willen, du Eigensinn“, die Anna: „Wärfst etwa lieber allein zu dem Witwer gekommen?“ Aber jetzt taten sie manierlich und waren auch irgendwie stark beeindruckt von all dem, was dem Zumbrunnen und seinem Ruhm zum schönen Rahmen diente.

„Ihr wohnt ja wie im Paradies“, begann Anna wieder das Gespräch.

„Ja, so still wird es dort wohl auch gewesen sein“, scherzte Zumbrunnen dagegen.

Aber der Anna war es Ernst gewesen. Sie betrachtete die Altane mit der hablichen Wohnstube dahinter, schaute hinunter auf den See, der die grünen Alpufer und die hohen Berge mit einer Deutlichkeit ohnegleichen spiegelte, ließ den Blick hinauf zu den Bergen selbst gehen, besonders zu den schwarzgrauen Windgellen, deren Schroffen vom blauen Mantel des Himmels königlich umwallt waren und die die Sonne so warm umschmeichelte, daß man den Abglanz auf der eigenen Hand zu spüren meinte. Eine gehobene Stimmung ergriff sie, und in dieser erinnerte sie sich, daß sie bei dem Manne saß, von dem vor ein paar Wochen das ganze Land gesprochen hatte.

„Ihr könnt ja eigentlich gar nicht anders wohnen“, sagte sie mit wirklicher Ueberzeugung.

„Wieso?“ fragte Zumbrunnen arglos, aber von einer unwillkürlichen Freude über ihre zutunliche Art durchströmt.

Fortsetzung folgt.

Des Menschen Wille . . .

(Sonntagsgedanken.)

Es gibt ein Sprichwort, das sagt, des Menschen Wille sei sein Himmelreich. Diesem Wort liegt der Glaube zu Grunde, daß des Menschen Wille wirklich Entscheidendes zu erreichen vermöge. Es war ja geradezu das Merkmal der hinter uns liegenden Zeit, daß sie ihren Glauben auf den Menschen setzte. War es nicht eine herrliche Zeit, als alles voll Idealismus war und der Einzelne wie ganze Völker sich hohe Ziele steckten? Wahrlich, es hat der Welt nicht daran gefehlt nach hohen Zielen zu streben. Doch auf einmal — fast über Nacht — ist über die Menschheit die Katastrophe des Weltkrieges hereingebrochen und hat alle Hoffnungen zerstört. Wir haben diese Katastrophe noch lange nicht überwunden. Wir werden jetzt noch Jahrzehnte an den Folgen des Weltkrieges zu tragen haben, wenn uns nicht bis dahin eine neue Katastrophe überrascht. Der Himmel hängt ja so voller dunkler Wolken, daß man auch mit dieser geradezu unsinnigen Möglichkeit rechnen muß.

Aber trotzdem der Glaube an den Menschen im Weltkriege Schiffbruch gelitten hat, feiert er schon wieder Orgien. Oder ist es etwas anderes, wenn im Mythos des 20. Jahrhunderts Rasse und Volkstum als der eigentliche Inbegriff der Religion gefeiert werden? Trotz all der Erfahrungen, die wir gemacht haben, wird der Mensch von neuem in den Mittelpunkt alles Geschehens gerückt. Der Mensch entwickelt wieder phantastische Pläne oder sollen nicht zum Beispiel in Deutschland Gebäulichkeiten in einem Ausmaß errichtet werden, wie sie die Welt noch nicht kennt? Erinnert das nicht an jene Zeiten, da der Cäsarenwahn blühte und auch gewaltige Werke schuf, die später wieder in Trümmer sanken. Es ist geradezu unheimlich, welcher Geist heute wieder einzelne Völker erfasst hat. Wissen wir immer noch nicht, wohin der menschliche Wahn führt?

Des Menschen Wille kann auch des Menschen Verderben sein. Das ist immer dann der Fall, wenn der menschliche Wille zum eigentlichen Gott gemacht wird. Es ist mit dem menschlichen Willen sicher eine gute Sache, aber nur dann, wenn er sich einem höheren Willen fügt. Es ist nicht der Mensch, der die Welt regiert, sondern Gott der Herr, der die Welt erschaffen hat. In dem Moment da der Mensch selber das Szepter in die Hand nehmen will, treiben wir dem Chaos und der Anarchie entgegen. Fügen wir uns aber dem Willen des Allmächtigen, wie er uns entgegentritt in der heiligen Schrift, dann haben wir Ordnung auch in dieser irdischen unvollkommenen Welt. Nicht des Menschen, sondern Gottes Wille muß in der Welt entscheidend sein. Wohl dem menschlichen Willen, wenn er kein anderes Ziel hat, als dem Willen Gottes sich unterzuordnen und ihm zu dienen. Unter dieser Bedingung und Voraussetzung darf man sagen, daß des Menschen Wille sein Himmelreich sei. F.

Spruch

Leben heißt lieben und Liebe erwerben,
ein liebloses Leben ist schlimmer als sterben.

Die Stärkere

Von Maria Dutli-Rutishauser

So lange der Waldhofer ein Bauer gewesen war, hatten sie es gut gehabt. Gewiß, es gab zu sorgen und zu schaffen, oft mehr als ihnen gut tat. Aber die Zufriedenheit war bei den jungen Leuten. Die Lene hätte es nicht anders haben wollen und Rudolf wußte, daß er sich und den Seinen doch eine rechte, schöne Heimat gab, wenn er den Hof am Walde umtrieb. Die Kinder würden es ihm später einmal danken.

Ein Bauer war Rudolf wohl geliebt. Aber als es ihnen ein wenig besser ging, fuhr er oft schon vormittags fort. Daheim schaute die Lene zum Rechten und einen Knecht hatte er ein-